

»Für Glauben und Religion ... kein Bedarf«!?

Musik in der Schule begegnet Kirchenmusik

Wichtiges äußert sich oft wenig sensationell. Es wird darum leicht übersehen und wäre gerade deshalb bewusst zu machen. So verhält es sich auch mit jener spezifischen Begegnung von Schule und Kirche in einer ostdeutschen Kleinstadt, die Folgen hatte und als Beispiel dienen kann für ähnliche, oft unbeachtete Entwicklungen im postsozialistischen Kontext der letzten Jahre.

Der Schulchor jenes südsächsischen Gymnasiums konnte nach 1989/90 deutlicher als andere Aktivitäten dieser Schule zeigen, dass die »Wende« nicht lediglich DDR-Typisches in veränderten Strukturen fortsetzte, sondern Schulerneuerung sich auch auf Inhalte und kulturelle Überlieferungen bezog, die sich in den Jahrzehnten zuvor hier kaum hervorwagen konnten. War einst im Blauhemd der FDJ vorrangig vom sozialistischen Aufbau und der hellen kommunistischen Zukunft zu singen, so nahm die Öffentlichkeit in Schulkonzerten jetzt nicht nur erfreut eine generelle Veränderung der Schulmusik zur Kenntnis, sondern auch, dass diese keinen Umweg mehr um die geistlichen Werke der Chormusik-Überlieferung zu machen versuchte. Aber gerade hier zeigte sich ein Dilemma: Die Schulaula erwies sich für derartige Aufführungen nicht nur als zu klein, man empfand sie hierfür auch keineswegs als den angemessenen Raum. Dieser stand jedoch in der großen evangelischen Stadtkirche zur Verfügung. Was wenige Jahre zuvor noch undenkbar erschien, ereignete sich jetzt: Die keineswegs christlichen Schulmusiker und der Ortskantor übersprangen den breiten »garstigen Graben«, der Schule und Kirche auch in dieser Hinsicht bisher trennte. Ihre Offenheit füreinander bringt es seitdem zuwege, dass sich Schulchor und Kantorei in größeren Abständen auf der Kirchenempore zu gemeinsamen Aufführungen einfinden. Unbewusst werden dadurch nicht nur alte, weithin vergessene Zusammenhänge von Schul- und Kirchenmusik unter veränderten Voraussetzungen neu belebt, diese Kooperation mit ihren wechselseitigen Synergieeffekten trifft im Umfeld von Schule und Kirche auch auf beachtliche öffentliche Zustimmung.

Was vermag ein derartiges Beispiel zu zeigen? Zunächst verdeutlicht es, dass das die bisherigen Konventionen aufbrechende Neue nicht lediglich aus konzeptionellen Theorien und Programmen oder durch behördliche Anweisungen entsteht, sondern aus der unmittelbaren Entdeckung und Wahrnehmung von konkreten Situationen »vor Ort« erwächst. Häufig liegen die Chancen des Innovativen gleichsam »in der Luft«. Sie bedür-

fen jedoch der Sichtung und sind an ihren Kairos gebunden. Den Verantwortlichen besonders in Kultur, Schulen und Kirchgemeinden wünschte man gelegentlich nicht nur neue Bücher und Konzepte (das sicher auch), sondern bessere Brillen, um wahrzunehmen, was in den Realitäten der Lebenswelt geschieht, dort »in der Luft« liegt, ergriffen und gestaltet sein will. Theologischer formuliert: Trauen wir es dem Jesus der Blindenheilungen zu, dass er uns nicht nur an diesbezügliche Bibelstellen verweist, sondern auch heute die Augen öffnet und zu Klarsichten verhilft?

Was an jenem Kooperationsbeispiel von Schul- und Kirchenmusik aber besonders interessieren muss, ist die Begegnung einer weithin atheistischen oder christlichen Inhalten gegenüber indifferenten Schultradition mit biblisch-christlich geprägten räumlichen und musikalischen Inhalten auf der Chorempore jener Stadtkirche. Was kommt in der Begegnung der jungen Sängerinnen und Sänger mit den von ihnen gesungenen Texten bei ihnen und den Zuhörern zustande? Eignen sie sich nicht nur Noten und Klänge an, sondern auch das, was diese meinen? Legen sich im Musizieren die Texte selbst aus, oder bedarf es hierzu gesonderter Bemühungen, damit die Inhalte verstanden werden? Denn nur über das Verstehen kann die Chor-Interpretation gelingen und der Vorgang einschließlich des Proben-Prozesses den Begriff Bildung zugebilligt bekommen.

Solange die Religionspädagogik vorrangig der systematischen und weitgehend unterrichtlich-schulischen Erschließung dessen zu dienen hatte, was in Familie und Lebenswelt, in Konfessionskirchen und kirchenjahrbezogener Alltagskultur mehr oder weniger bewusst gelebt wurde, bedurfte es kaum einer besonderen Hervorhebung und didaktischen Reflexion des Begriffs Begegnung. Das Christliche war vielgestaltig im Lebensalltag inkarniert, auch wenn Verflüchtigungen und Beschädigungen hier lange schon zu bemerken waren. Begegnung jedoch als neue Kontrasterfahrung nach dem weitgehenden Verlust derartiger einstiger Konvergenzen und als Erschließung des – keineswegs nur in Ostdeutschland – längst fremd Gewordenen setzt die Befähigung zu Entdeckung und Reflexion auch hinsichtlich möglicher Begegnungsorte und -gelegenheiten voraus. Aber wo und wie lernt man dieses?

In Religionsunterrichts- und Gemeindesituationen wachsen derartige Befähigungen am ehesten dort, wo es gelingt, vertraute konfessionelle und parochialkirchliche Selbstbezogenheiten, die vorrangig nur die eigene Klientel im Blick haben, aufzubrechen. In so gewonnenen Offenheiten geraten die Inhalte in Konfrontationen mit anderen Inhalten und Lebenshaltungen. Inhaltliches wird spannend, indem es Spannungen erzeugt. Derartige, durchaus risikofolle Begegnungen des wechselseitig Fremden haben Folgen, die man wollen sollte. Indem das neue Nichtgewohnte dem Vertrauten begegnet, wird das gewohnte Eigene in der Befremdung deutlicher sichtbar und kann so bewusster wahrgenommen werden. Wie auch immer der dadurch ausgelöste Bearbeitungs- und Begleitprozess

gestaltet sein mag, unterrichtliche Elemente wird er in jedem Fall enthalten und es nicht beim Begegnungs-Event belassen. Die weithin dominante Schulunterrichtsstruktur religionspädagogischer Entwürfe lässt dabei freilich häufig übersehen, dass selbst in entchristlichter Gegenwartskultur die Gelegenheiten und Orte zu Begegnung und Auseinandersetzung mit Inhalten christlicher Überlieferung sehr viel häufiger und vielgestaltiger sind, als dies eine verengte ekklesiologische und religionspädagogische Perspektive wahrzunehmen in der Lage ist.

Die Situation ist in dieser Hinsicht – offenkundig nicht nur im Osten Deutschlands – auf nuancenreiche Weise durchaus doppelgesichtig: Einerseits scheint typisch, was 1999 einige Jugendliche bei einer Befragung vor dem Leipziger Hauptbahnhof – ob sie sich »eher christlich oder atheistisch« verstehen – geantwortet haben: »Weder noch, normal halt.«¹ Nicht mehr antikirchliche Bekenntnisse oder inhaltliche Auseinandersetzungen bestimmen diese Jugendlichen. Eine Frage dieser Art erscheint ihnen absurd, weil Nicht-Zugehörigkeit, Indifferenz und Nichtpositionierung längst für sie zum Normalen wurden. Durchaus mit ähnlicher Tendenz wird 2001 aus dem Osten Berlins berichtet: »Für Glauben und Religion kann man grundsätzlich keinen Bedarf erkennen. Ihr Fehlen wird auch nicht als Verlust empfunden, sondern Kirche und Religion sind eine längst erwiesene Überflüssigkeit. In dieser Erkenntnis fühlt sich der Ost-Lehrer einem Westler und insbesondere einem Religionslehrer weit überlegen.«² Fast scheint es, als sollte man sich in vergangene DDR-Zeiten zurücksehnen, wo im angestregten machtpolitischen Kampf gegen Religion und Christentum immerhin deren ideologiegefährdende Relevanz und Inhaltlichkeit zur Debatte standen. Jetzt im fortgeschrittenen Stadium des gewohnheitsatheistischen Zeitgeistes wird deren völlige Bedeutungslosigkeit besonders unter Jugendlichen zur gesellschaftlichen Normalität, was letztlich zur Folge hat, dass das Christliche nicht zu bekämpfen, sondern nur zu vergessen ist – sofern es nicht schon längst vergessen wurde.

Andererseits haben derartige Beobachtungen eine Kehrseite: Der oben geschilderte Schulchor stellt sich geistlicher Musik, möchte die damit verbundenen Inhalte nicht länger verschweigen und sucht sich hierfür den Kirchenraum und die Kooperation mit der Kantorei. Auch unabhängig von Schule scheint die *Musica sacra* – in Kirchen und von weltlichen Ensembles oft in Konzertsälen aufgeführt – auch in Gegenden, die als »in religiöser Hinsicht völlig unmusikalisch« gelten, neben der Diakonie eine erstaunliche öffentliche Akzeptanz zu finden. Wird bei Bachs Weihnachtsoratorium oder dem Deutschen Requiem von Brahms »nur«

1 Monika Wohlrab-Sahrl, Konfessionslos gleich religionslos?, in: Götz Doyé / Hildrun Keßler (Hg.), Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven, Leipzig 2002, 11.

2 Angelika Thol-Hauke, Christentum als Feindbild. Überlegungen zu Berichten von Religionslehrerinnen in Ost-Berlin, in: Doyé/Kessler, a.a.O., 187.

Kunst genossen und beklatscht, oder begegnen hierbei auch Inhalte, welche die Gewohnheitssichten des Individuums fraglich machen und gerade durch ihren »anderen Ton« Hörbereitschaften und Vergewisserungen schaffen? Die Frage, die dabei nicht nur an die oben skizzierte Schulchor-Kantorei-Zusammenarbeit, sondern an die gesamte Aufführungspraxis des reichen christlichen Musikerbes zu stellen wäre, müsste darin bestehen, ob nicht – bei allem Streben nach Aufführungperfektion – die inhaltliche Erschließung mit ihrer für uns Heutige oft kaum mehr verständlichen Wort- und Tongestalt entschiedener zu betreiben wäre. Soll es zu Begegnungen und nicht nur zu wohltonenden Konfrontationen mit unverständlichen Ton- und Sprachformen bei Ausführenden und Zuhörenden kommen, wäre dieser Bildungsaspekt als Kirchenmusik-Hermeneutik gerade auch von christlichen Kultur-Trägern bewusster wahrzunehmen.

Die Ambivalenz von »Für Glauben und Religion ... kein Bedarf« und dem öffentlichen Interesse an weithin verschütteten christlichen Inhalten unserer Kulturüberlieferung zeigt sich noch an anderen Signalen, die weitgehend außerhalb von christlicher Gemeinde und schulbezogener Religionspädagogik erfolgen und von diesen meist nur ungenügend zur Kenntnis genommen werden. An nur wenigen – durchaus erweiterungsfähigen – Beispielen des ostdeutschen Herbstes 2004 sei dies verdeutlicht:

Da findet in Torgau die zweite sächsische Landesausstellung zum Thema »Glaube und Macht« statt, die – ähnlich wie die erste 1998 an anderem Ort mit dem bezeichnenden Titel »Zeit und Ewigkeit« – in wenigen Monaten Hunderttausende keineswegs nur aus Kirchgemeinden und Religionsunterricht in ihren Bann zieht. – In Berliner Theatersälen und anderswo lesen Schauspieler ohne jede theatertypische Zutat aus der Bibel. Nichts als das herbe, fremd gewordene Bibeldeutsch beherrscht den Raum. Manchmal kommentieren die Vorleser, wieso welche Stellen ihnen wichtig sind. Oft sind das für sie und die Hörer Gänge in ein unbekanntes Land. – Eine große Kunstaussstellung mit kühnen optischen Provokationen zum Thema »Die zehn Gebote« findet – versehen mit einem philosophisch-theologischen Begleitprogramm – im Deutschen Hygienemuseum Dresden statt. Ein ungewöhnlicher Ort für die Thematisierung von Ex 20 – und doch ein Zeichen für die Einsicht, dass für die »Gesundheit« der Gesellschaft nicht lediglich Krankenhäuser und Apotheken zuständig sind. – Im gleichen Gebäudekomplex tagt im Oktober 2004 der gesamtdeutsche Bundesverband Museumpädagogik e.V. unter dem Thema »Das Museum als Forum für Ethik und Religion«. Während in den Kirchen angesichts zunehmender Sparzwänge die stellenstrukturelle Profilierung der Kirchenraumpädagogik kaum vorankommt und Professionen zur inhaltlichen Erschließung der Kirchenbautradition so nur begrenzt wachsen können, hat die keineswegs finanzstarke Museumpädagogik diese Thematik für sich entdeckt und bezieht sie auf ihr eigenes Ausstellungsgut. Keineswegs durch Kirchenvertreter oder Reli-

gionspädagogik veranlasst, wird hier die christliche Religion mit ihren Überlieferungen als gesellschaftlich wichtig herausgestellt und für Begegnungen zugänglich gemacht.

In der Gesellschaft »für Glauben und Religion ... kein Bedarf« – diese Zitat-Behauptung ist zutreffend und muss doch offenkundig zugleich mit einem deutlichen Fragezeichen versehen werden. Wie obige Beobachtungen in der Gegenwartskultur vermuten lassen, sind offensichtlich nicht nur das herkömmliche Christentum, sondern auch der Atheismus in die Krise geraten. Religion und Christentum artikulieren sich bildungsrelevant auf hierfür sperrigem Gelände, wo dies die Konvention oft keineswegs vermutet. Auch außerkirchliche und außerschulische Orte, an denen das für viele fremde, oft abgewehrte und mit Vorurteilen behaftete Christliche häufig provokativ neu begegnet, verdienen Beachtung – auch um Vernischungsgefahren und Selbstmarginalisierungen dieser Überlieferungen zu verhindern und die Blicke zu weiten. Hier gilt, dass die Kultur, die sozialen Beziehungen und Lebensgeschichten im Gemeinwesen letztlich von inhaltlichen Voraussetzungen leben, die in einer Gesellschaft, in der die Banalitäten und Instrumentalisierungen unübersehbar zunehmen, zwecks Auseinandersetzung dem Vergessen entrissen werden sollten. Erstaunlich, dass dieses manchmal außerhalb der klassischen Institutionen, die für das Christliche einzustehen haben, deutlicher erkannt wird als in ihnen. So lassen sich auch in »steiniger Landschaft« – die Bibel nennt sie »Wüste« – oft unverhofft vielgestaltige neue Begegnungen entdecken. Kein Zweifel: Der Dornbusch brennt (Ex 3,2ff).